

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 20

Artikel: Wenn man sich ein zu grosses Ziel setzt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des frommen Lebens seines Enkels gewesen, weiß kaum einer mehr, und sein Andenken ist dort wie ausgelöscht: der Ranft bleibt mit Bruder Klausens Name allein verbunden. Die Bettelröte ist heute eine kaum bekannte, weltferne Einsamkeit.

Ein heißer Septembertag lag über dem Land, als wir dorthin gingen, auf den Spuren des Landammann-Einsiedlers. Kaum daß die kleine Brücke den Sellisbach überschritten hat, zieht sich der schmale Pfad der steilen Berglehne entlang talaufwärts. Am gegenseitigen Hang grüßt das weiße Kapellchen „Am Stuh“. Der Weg schlüpft ins Waldesdunkel, biegt um eine Ecke und bricht plötzlich ab. Ein Unwetter hat ihn vor ein paar Tagen in die Tiefe einer Rinne gerissen, welche jäh an die hundert Meter tief in die Schlucht abstürzt, wo des Baches Wasser schäumen und rauschen. Jenseits setzt sich der Pfad wieder fort. Die Karte weist auf die unterhalb drohenden Felsabstürze des Waldes. Und der lichttragende Engel, dessen Strahlen jeden Abend gesehen wurden, erscheint auf einmal als unabweisbare

Voraussetzung für die nächtlichen Bittgänge des wachenden Büßers, den ein Abirren vom Wege in den sichern Tod geführt hätte.

Bald gelangt man auf die grüne Bergmatte und dem Waldsaum entlang in kurzer Zeit zu jener Stätte, wo neben der 1698 erbauten Kapelle eine Bodenerhebung die ehemaligen Fundamente des Eremitenhäuschens vermuten läßt. Frei schweift der Blick über das Tal der Engelberger-Aa, und ein unbeschreiblicher Friede ruht über der Stätte, wo ein edler, guter Mensch während vielen Jahren Gott und seinen Mitmenschen gedient hat.

Unser Vaterland darf sich mit Zug und Recht dieses großen Sohnes erinnern: sein bescheidenes, jedem Ehrgeiz abholdes Leben ist mahnendes Vorbild, seine Enthaltensamkeit und Menschenfreundlichkeit fordert zur Nachahmung auf. In unsern Tagen äußerer und innerer Gefahren möge Bruder Konrad Scheuber in fürbittender Heimatliebe mit dem Schweizerlande verbunden bleiben.

Agnes von Segesser.

Sterne

Sterne, meine wandelnden Brüder,
glänzend und funkelnd,
seid meine einzigen Wandergesellen,
zeigt mir den Weg!

Ach, über Welten führt euer Pfad,
erdgebunden aber bin ich. —
Sterne, meine wandelnden Brüder,
könnt ich zu euch!

D. Hundert

Wenn man sich ein zu großes Ziel setzt

Unser Wille hängt vom Ziel ab, und jeder Mensch verfolgt bewußt oder unbewußt ein bestimmtes Ziel. Man weiß, daß das erreichte Ziel nur für kurze Zeit Befriedigung schafft und daß man dann nach einem neuen Ziel Umschau hält. Dabei besteht die Gefahr, daß das Ziel allzu hoch geschraubt wird und zu einer Katastrophe führen muß. Besonders Menschen, die schon Erfolge aufzuweisen haben, pflegen sich ein gewaltiges Ziel zu setzen, dessen Erreichung von vornherein ausgeschlossen ist. Der Turmbau zu Babel ist das beste Beispiel eines solchen wahn sinnigen Strebens, das mit gesundem Ehrgeiz nichts mehr zu tun hat.

Der Hang, Kartenhäuser zu bauen, ist bei vielen Menschen vorzufinden. Vom Streber zum Phantasten ist ein ganz kleiner Schritt. Je größer das Streben, um so kleiner wird die Vernunft. Es ist hier von jenem Streben die Rede, das von Anfangserfolgen geblendet, sich von der Wirklichkeit immer mehr entfernt.

Allgemein ist die Meinung verbreitet, daß man nur nach etwas streben müsse, um es zu erreichen. Der Wille, etwas zu werden, genügt aber lange nicht, es hängt davon ab, ob man genügend Geschicklichkeit besitzt, um es zu erreichen. Diese allein ist ausschlaggebend und nicht das große Ziel. Energie, Ausdauer und Schaffensfreude

sind gewiß gute Qualitäten, aber sie dürfen nicht, wie es bei den großen Strebern der Fall ist, in eine falsche Bahn gelenkt werden. Wie ein schwedischer Statistiker festgestellt hat, haben alle Erfolgreichen in kleinen Etappen ihren Weg zurückgelegt. Nur dadurch gab es für sie ein ständiges Vorwärtstommen. Nie verloren sie ihre Geduld, und jede Position wurde mit realen Mitteln und mit nüchterner Überlegung erobert. Nicht das blinde Vorwärtstürmen, sondern das langsame, wohlüberlegte Handeln war für den Erfolg ausschlaggebend.

Auf eine Anfrage bei verschiedenen berühmten Persönlichkeiten erfuhr der Stockholmer Statistiker, daß diese Menschen nicht von einem Ruhm träumten. Diejenigen, die es tun, werden niemals berühmt. Sie dachten überhaupt nicht an

das Endziel, sondern trachteten immer ihre Leistungen zu verbessern. Erst dann ergab es sich, daß man an ein höheres Lebensziel denken konnte. Dies geschah erst nach vielen Jahren emsiger Arbeit, nach vielen geistigen und seelischen Anstrengungen, welche die Perspektiven für die Zukunft immer vergrößerten.

Ein sehr schönes Beispiel für die tragische Entwicklung des Schicksals eines unbändigen Strebers gibt uns Ibsen in seinem Drama „Peer Gynt“. „Kaiser, König will ich werden, laß' mir Zeit und ich bins“, sagt Peer Gynt. Er wurde Kaiser — aber im Irrenhaus zu Kairo. Wohl kann man mit Hilfe eines übergroßen Ehrgeizes manchmal viel erreichen, aber der jähe Absturz bleibt immer unvermeidlich.

Dr. K

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Saurier im Südtessin



Vor etwa einem Jahrzehnt ging durch die Presse die Nachricht, im Berner Oberland sei ein Tatzelwurm gesehen und sogar geknipst worden: ein etwa ellenlanges, drachenähnliches Wesen, das nicht Schlange, nicht Fischotter, nicht Krokodil war, aber ein ungefähres Mittelding zwischen allen dreien. Die nüchternen Oberländer schüttelten ob dieser Entdeckung eines Ausländers den Kopf. Aber es gab weiterhin Leichtgläubige genug, die wieder einmal die Geprellten waren; denn dieses Fabelwesen hatte lediglich in der überhitzten Phantasie eines sensationslüsternen Zeitungsmannes seinen Spuk getrieben.

Was wird man nun zu der Kunde sagen, daß am Monte San Giorgio, der zwischen den zwei südlichen Armen des Luganersees sein waldreiches Haupt erhebt, seit bald einem Jahrhundert Saurier erbeutet werden, darunter drachenartige Ungeheuer von über 6 m Körperlänge?

Das ist kein Märchen, sondern greifbare Tatsache. Nur sind die Tiere längst ausgestorben. Sie haben vor rund zweihundert Millionen Jahren die Ozeane bevölkert. Ihre Leichname sind

im Meeresgrund in Sand und Schlamm eingebettet worden, und als später das Meer zurückwich und der Meeresboden zu Land wurde, weil die Erdkruste sich hob, sind ihre Skelette darin als Versteinerungen erhalten geblieben. Die Saurierjäger ziehen daher nicht mit Flinte und Harpune nach dem Mendrisiotto, sondern mit Hammer und Meißel. In den letzten zwanzig Jahren hat namentlich Prof. Peyer, der Zoologe an der Zürcher Universität, wertvolle Funde sorgfältig geborgen und aufs genaueste untersucht, selbst unter Zuhilfenahme von Röntgenbildern, so daß bei vollständig erhaltenen Tieren jedes Knöchelchen nach Größe, Form und Lage erforscht wurde. Eine Fülle neuer, längst erloschener Tierformen ist damit an das Licht wissenschaftlicher Erkenntnis gezogen worden.

Wer schon über die südliche Abdachung des Monte San Giorgio gewandert ist, etwa von Mendrisio oder Capolago nach der Aussichtsterrasse von Serpiano, hat wohl in der Einsamkeit eines flachen, waldumsäumten Wiesentals, wenig außerhalb des Dorfes Meride, ein Fabriklein beobachtet, wo aus schwärzlichen Steinplatten, die teils im Tagbau, teils in Stollen ab-